

Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie
Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft
Band: 3 (1949)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

politiques de France, des Indes, de l'Indo-Chine, de la Chine, du Japon et de la Corée et des témoignages venus de toutes les parties du monde. Un choix de pensées de Gandhi, des détails biographiques, un chapitre consacré aux six derniers mois du Mahâtmâ, et une bibliographie anglaise, française et vietnamienne, le terminent. L'ensemble forme un hommage émouvant à l'une des plus belles figures du siècle et apprend à mieux connaître et à mieux comprendre un homme qui, toujours sincère et mettant ses actes en harmonie avec sa parole, sut jusqu'à son dernier jour – et quoi qu'il pût lui en coûter – vivre d'accord avec son idéal. *Les Réd.*

BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

WOLFRAM EBERHARD, *Chinas Geschichte*. Band I der *Bibliotheca Sinica* (Chinesische Philosophie, Literatur, Kunst, Geschichte – Übersetzungen, Darstellungen, Essays, in Verbindung mit Fachgenossen herausgegeben von E. H. VON TSCHARNER). – 404 S., 8°. Bern, A. Francke Verlag, 1948.

China und sein Werden können nicht mehr von der Tagesordnung des 20. Jahrhunderts verschwinden. Um dem gewöhnlichen Sterblichen, aber auch dem «China-kenner» eine Orientierung in der drei Jahrtausende umfassenden, verwickelten Kontinuität zu ermöglichen, sind Abrisse, zusammenfassende Darstellungen, unerlässlich. Die meisten der größeren Geschichten Chinas sind veraltet; sei es, daß die Forschung viel neues Material beibrachte, sei es, daß die sie tragende Geschichtsbetrachtung hoffnungslos veraltet und ungenießbar geworden ist. (Etwa nach dem Schema: erst war der Staatsgedanke da, im luftleeren Raum; dann kamen die Fremden, alsdann die Hofintrigen und zu guter Letzt wohnte solchem Geschehen auch die chinesische Gesellschaft bei. Dieses Schema ist leicht als der Zerrspiegel wirklicher Vorgänge im 19. Jahrhundert zu erkennen.) Der Aufgabe, einem weiteren Leserkreis ein zusammenhängendes Bild Chinas zu vermitteln, unterzogen sich kürzlich die aufs Technische ausgerichtete *Short History of the Chinese People* von L. C. Goodrich (New York 1943), die soziologisch-geistesgeschichtlichen Problemen zugewandten Vorträge H. Wilhelms über *Gesellschaft und Staat in China* (Peking 1944) und die *Geschichte Chinas und seiner Kultur* des chinesischen Literaten Tsui Chi (aus dem Englischen übersetzt, Zürich 1946), der es verstanden hatte, geschickt der Nachfrage entgegenzukommen, die während des zweiten Weltkrieges aus dem Interesse für den Verbündeten des Westens entstanden war.

Nun wird die neue Reihe *Bibliotheca Sinica* glänzend von einem ähnlichen Versuch eröffnet. Ihr Herausgeber E. H. v. Tschärner hat eine glückliche Hand bewie-

sen, als er dazu das vorliegende Werk des bekannten jungen Sinologen W. Eberhard auserwählte. Ein geschmackvoller, schön gedruckter, handlicher Band, den Kartenskizzen und Photos (teils vom Herausgeber, teils vom Verfasser u. a. aufgenommen) reizvoll und anschaulich gestalten.

In gedrängten und übersichtlich geordneten Kapiteln rollt vor unseren Augen das ungeheure Gefälle vorbei: die Wellen des Riesenstromes China, von der prähistorischen Frühzeit bis in die unmittelbare Gegenwart. Eberhard versucht, den schier unübersehbaren Stoff zu meistern und das chinesische Geschehen dem Verständnis des Lesers in einer anspruchlosen Sprache näherzubringen, indem er sich moderner soziologischer Methoden und ethnologischer Fragestellungen bedient (manchmal unterläuft ihm dabei sogar »soziologisch« zu sagen, wo es »sozial« heißen müßte). Er greift als wichtigstes Problem das Werden und Vergehen der »Gentry« heraus und gruppiert alle anderen Fragen um diese Achse. Diese Anschauungsweise ist berechtigt und fruchtbar, denn ohne die Funktion der literarisch gebildeten landbesitzenden Beamten ist die Struktur der chinesischen Gesellschaft unverständlich, und weil diese Schicht rund zweitausend Jahre lang den chinesischen Staat beherrschte.

Diese Problemstellung ist es auch, die es dem Verfasser erlaubt, viele der verwickeltsten Fragen aufzuhellen und so manche dunkle Strecken der asiatischen Geschichte schlaglichtartig zu beleuchten. Ich möchte nur einige Beispiele herausgreifen. Die »pseudo-sozialistische« Diktatur Wang Mang's um die Zeitenwende und die sich seitdem immer wiederholenden Aufstände der ausgesogenen Bauernhaufen; das bedenkenlose Zusammengehen der Gentry mit jedem Eroberer, wenn er ihr nur ihre Privilegien sichert; die Folgen der fehlgegangenen Abrüstung im Jahre 280; die Kluft zwischen militärischer Oberschicht und Einheimischen (inklusive Gentry) in den Condottieri-Staaten des Mittelalters, besonders im Süden, wo eine Kolonialkonjunktur ersteht; die ausschlaggebende Bedeutung der Produktionsgebiete des Yangtse-Beckens; warum die Mongolen ganz China beherrschen, aber nicht dauernd behalten konnten (eine der besten Analysen); wie soziale und wirtschaftliche Überlegungen beinahe immer den nationalen vorangingen und manches andere mehr. Hingegen ist abzulehnen das Hereintragen von Begriffen in die Geschichte einer sozialen Formation, wo sie nicht hingehören, denn in Abwesenheit der entsprechenden Realitäten können sie nur Verwirrung anrichten, auch gerade wenn sie nur als Parallele zur Verdeutlichung gedacht sind (S. 212: »Großkapitalismus« im industrilosen und kapitalarmen China des Jahres 700 n. Chr. !; S. 278: »proletarisch«; S. 291: »Faschistisierung des Staates« Ende des 15. Jahrhunderts).

Ausgezeichnet ist auch die Gegenüberstellung des Staatswesens der Gentry einerseits, der »traditions- und blutgebundenen Hierarchie von Stammeshäuptlingen« und der »leistungsgebundenen Autorität militärischer Führer« in den von Nomaden gegründeten chinesischen Staaten anderseits. Hierbei konnte sich Eberhard auf

eigene Forschungen stützen, besonders auf seine Untersuchung des Toba-Staates. Die Konstante der Stammesorganisation kommt so deutlich zur Geltung, ohne daß das ethnische Vielerlei vernachlässigt würde. Für meinen Geschmack spielen sogar die Türkvölker eine übermäßige Rolle (das Buch war ursprünglich für ein türkisches Publikum bestimmt), und es geht wohl kaum an, zu behaupten, daß die Mongolen und Mandschu zur Herrschaft befähigt wurden «infolge des dauernden Kontakts mit anderen nomadischen Völkern, vor allem Türken» (S. 260). Ich glaube, daß die Streitigkeiten über proto-x- oder proto-y-Völker völlig unfruchtbare Spielereien sind, die an den wesentlichen Lebensbedingungen der ständig neue Mischungen eingehenden Stämme vorbeigehen. Eberhard sieht das sehr gut (S. 140), verfällt aber manchmal doch noch den ethnisch-linguistischen Zwitterdefinitionen, unter denen man sich wenig vorstellen kann: «ein mongolisch-tibetisches Mischvolk also, mit leicht türkischem Einschlag» (die T'u-yü-hun, S. 156). So scheint mir auch die türkische Zugehörigkeit der Toba keineswegs gesichert, besonders da dieser Stamm einer gutverbürgten Tradition nach zu dem Volk der Sien-pi gehörte, das ja auch der Verfasser als tungusisch oder proto-mongolisch bezeichnet.

Bei alledem kommt auch die Geistesgeschichte nicht zu kurz: Philosophie, Literatur, Kunst werden in ihren typischen Vertretern behandelt. Daß man über einzelne Punkte anderer Meinung sein kann und daß eine derartig gedrängte Schau der Gefahr allzu großer Vereinfachung nicht entgeht, versteht sich von selbst. (So wird m. E. Eberhard Chuang-tsï sowie Lao-tsï nicht ganz gerecht; auch die Schilderung der Geistes- und Parteikämpfe der Sung-Zeit scheint mir zu simpel, wie überhaupt jene Kapitel schwächer ausgefallen sind, wo die Vorarbeiten noch fehlen). Aber wieviel treffende Züge, wieviel kluge Bemerkungen findet man nicht dafür! Es ist mir unmöglich, in diesem Rahmen auf Einzelheiten einzugehen. Auf Schritt und Tritt begegnet man glücklichen Formulierungen, die fühlbar das Endergebnis langer Überlegungsreihen sind. Zitieren wir wenigstens einige davon. «Die Götter Chinas sind nur potenzierte Menschen, große Beamte» (S. 75); die Gentry «hatte alles Interesse daran, diese Richtung (die Anfänge des rationalen Denkens) zu unterdrücken, die mit ihrer Kritik an allem Althergebrachten auch zur Kritik an der Vormachtstellung der Gentry hätte fortschreiten können» (S. 125, wo auch der unbestreitbare Befund in einem knappen, aber schwerwiegenden Halbsatz ausgesprochen wird: «Man', das heißt die Gentry ...»).

Ich möchte schließlich mit besonderer Genugtuung die Behandlung hervorheben, die Eberhard der Neuzeit zuteil werden läßt. Ob es richtig ist, sie mit den Mongolen anzusetzen, möchte ich hier dahingestellt sein lassen und nur erwähnen, daß der vom Verfasser S. 280 angegebene Grund für das Aufkommen des «Bürgertums», der Buchdruck, bereits in der Sung-Zeit vollauf wirksam gewesen war. Die relativ ausführliche und tiefeschürfende Schilderung der bislang so arg vernachlässigten Ming-Zeit (1368–1644) ist aufs äußerste zu begrüßen. Machtergreifung und Nieder-

gang dieser Dynastie gehören zu einem der lehrreichsten Kapitel; die Eunuchenfrage, die Selbstmordepidemie der ausgeweglos gewordenen Gentrygelehrten, das erste Aufbegehren des Bürgertums, das Erscheinen des Romans, dieses typisch bürgerlichen Produkts, sind nur einige der bis heute fortwirkenden Elemente, die Eberhard hier aufschlußreich herausarbeitet. Ebenso erfreulich sind die letzten Kapitel über die Mandschu-Zeit und die Republik. Niemals verfällt Eberhard in die einseitige Idealisierung von Mächten und Zuständen und mit herzerfrischender Offenheit stellt er fest: «Die Arena dieses Spiels (der Gentrycliquen) war der Hof gewesen. Nach der Zerstörung der Arena mußte das Spielfeld ins Freie verlegt werden ... Niemals gab es solche Bestechung, solche Unsauberkeit in der Beamten-schaft, wie in den Jahren nach 1912» (und das will etwas heißen, wenn man die vorangehenden 346 Seiten gelesen hat!). Er wird Europa und China gerecht (ich vermisste nur, daß das wilhelminische Deutschland niemals namentlich unter den Mächten aufgeführt wird, die China unter sich aufteilen wollten). Man lese z. B. nach, was er über den unrettbar kompromittierten, mit einem modernen China unvereinbaren Konfuzianismus, oder über Auslands- und Inlandsstudenten zu sagen hat (S. 348–349).

Das Buch schließt mit einem Ausblick; bibliographische Hinweise und ein Index sind angefügt. Es ist, alles in allem, eines der besten über China und jedem wärmstens zu empfehlen.

E. BALÁZS

HELLMUT WILHELM, *Gesellschaft und Staat in China*. Acht Vorträge. 175 S., 8°. Peking, Ed. Henri Vetch, 1944.

Das schmale, aber inhaltlich sehr gediegene Bändchen, aus acht Vorträgen hervorgegangen, stellt den Versuch dar, «einen Überblick über die soziologische Entwicklung Chinas zu geben». Gleich der erste Vortrag, «Die Feudalgesellschaft und der frühe Konfuzianismus», vermittelt die Grundhaltung des Verfassers. Wilhelm bemüht sich zu zeigen, daß die Sozialethik kein bloßes Tugendgesäusel war, sondern «die große soziologische Realität». Nun läßt sich nicht bestreiten, daß die «Sitte» einem wirklichen Bedürfnis entsprach und dauernde Werte schuf. Es fragt sich nur, ob man die konfuzianischen Grundgedanken idealisieren oder auf ihre wirkliche Funktion zurückführen will: *jen* ist die menschlich vornehme Haltung Gleichberechtigten gegenüber, *i* die Gerechtigkeit der Herrschenden und die Pflicht des Untertans, für das Volk aber gilt das Strafrecht und nicht der Moralkodex der gesitteten Gesellschaft. So entsteht zwischen den Absichten des Verfassers und den immer mit Geschmack, Verständnis und Quellenkenntnis von ihm angeführten Illustrationen ein gewisser Widerspruch. Ich denke z. B. an das schön übersetzte Zitat aus Meng-tse III, A, 4: «Der Edle bemüht seinen Verstand und der Gemeine bemüht seine Körperkraft. Wer seinen Verstand bemüht, regiert, wer seine Körper-

kraft bemüht, wird regiert. Wer regiert, ernährt sich auf Kosten der Menschen, wer regiert wird, dient den Menschen zur Ernährung» (S. 14). Und Meng-tse vertrat den «radikal-demokratischen» Flügel des Konfuzianismus!

Der zweite Vortrag behandelt «Politische Logik und logische Politik» im Zeitalter des zusammenbrechenden Feudalismus, als die Schule des Mo Ti und die Rechtsschule den Konfuzianismus an Bedeutung bei weitem übertrafen. Auch hier bringt Wilhelm, Jurist und ausgezeichnete Kenner der ältesten Legisten, anschauliche Stellen aus den Originaltexten.

«Die Orientalische Gesellschaft» ist eine knappe und klare Zusammenfassung alles dessen, was die neueste Forschung über die agrarische Bedingtheit des Beamtenstaates herausgearbeitet hat, jenes Staatswesen also, das von der Han-Zeit an zur dauernden Einrichtung Chinas wird. Das nächste Kapitel, «Sitte und Recht im Universalstaat», beschäftigt sich mit dem allmählichen Ausbau der Institutionen und der Kodifikation des Rechts unter den T'ang.

Unter dem Titel «Autorität und Volksgewalt» führt uns der Verfasser dann mit sicherer Hand in die Probleme der Sung-Zeit ein: politische Krise, soziale Reformen, Streit der Philosophen. Der europäische Leser wird ihm sicherlich dankbar sein für die prägnante Darstellung der Lehren des Chu Hi und des Lu Siang-shan. Der sechste Vortrag ist vielleicht der originellste und zugleich lehrreichste. «Gottesgnadentum und Gewissen» geben zum erstenmal einen über Porzellannamen und Regierungsdevisen hinausgehenden Aufschluß über die folgenschweren Vorgänge der Ming-Zeit. Auch hier gilt das soeben über das Buch Eberhards Gesagte: das Studium der Morgendämmerung chinesischen Bürgertums ist ein erfreulicher Fortschritt der jüngeren Sinologengeneration. Wilhelm gelingt es auf den ersten Anhieb, Wesentliches über die Finanzbourgeoisie der Städte und über die sozialen Probleme auszusagen, die im Unterton der Philosophie Wang Yang-ming's mitschwingen. Ich bedaure nur, daß er die Kardinalkategorie dieses Denkers, *liang-chih*, mit «Gewissen» statt mit dem zweifellos richtigeren Begriff «Intuition» übersetzt.

«Konsequenzen des Konfuzianismus» schildert mit feiner Einfühlung den Werdegang und die Leidensgeschichte der beiden größten Vorläufer des modernen Chinas, der wahrhaften Patrioten Ku Yen-wu (1612–1681) und K'ang Yu-wei (1858–1927). Wilhelm ist der beste Kenner der Schriften des ersten und ein verständnisvoller Interpret der Reformpläne und Utopien des zweiten.

Der letzte Vortrag ist Sun Yat-sen und der Gegenwart gewidmet. Hier wird wohl die Zeit eine unumgängliche Revision der allzu wohlwollenden Urteile des Verfassers über die Persönlichkeiten bewirken, die China zu einer papiernen Großmacht, aber zum unglücklichsten Land der Erde gemacht haben. Das schmälert nicht das Verdienst des Verfassers, uns auf wenigen Seiten soviel Kenntnisse und geistige Anregung vermittelt zu haben.

E. BALÁZS

LEWIS A. MAVERICK, *China a Model for Europe*. 2 volumes in one (I: *China's Economy and Government admired by Seventeenth and Eighteenth Century Europeans* – II: “*Despotism in China*”, a Translation of François Quesnay's “*Le Despotisme de la Chine*”, Paris 1767). With a Foreword by CH'ÊN SHOU-YI. XII and 334 pp., 8^{vo} (in typescript). San Antonio (Texas), Paul Anderson Company, 1946.

Die ganze vorliegende Arbeit von L. A. Maverick strebt auf seine englische Übersetzung der Abhandlung F. Quesnays, *Le despotisme de la Chine*, zu, die auch räumlich den Hauptteil der Arbeit bildet. So stellt sich bei der Beurteilung dieses Buches von vornherein die Frage, ob es überhaupt einen Sinn hat, jene Abhandlung Quesnays von 1767 heute noch vollständig ins Englische zu übersetzen, obwohl sie als Manifest des Physiokratismus, dessen Begründer und Hauptvertreter Quesnay war, in ihrer Zeit einiges Aufsehen erregte. Ich muß leider sagen, daß ich ein solches Unternehmen als ziemlich sinnlos betrachte. Um China kennenzulernen, haben wir heute viel zuverlässigere Darstellungen als solche Kompilationen und Zerrbilder des 18. Jahrhunderts. Wenn Maverick seine Übersetzung nach den neueren sinologischen Kenntnissen ausgiebig kritisch kommentiert und so gezeigt hätte, was in der Darstellung Quesnays stichhaltig war und was nicht, so hätte seine Arbeit wenigstens den Wert einer quellenkritischen Untersuchung gehabt; das hätte er aber kaum tun können, weil ihm die dazu nötigen sinologischen Kenntnisse zu fehlen scheinen. Eine wirklich wertvolle Arbeit über das «chinesische Vorbild» Quesnays, seiner Anhänger sowie vieler anderer europäischer Zeitgenossen hätte Maverick m. E. aber nur schreiben können, wenn er sich fest und klar auf einen andern Standpunkt gestellt hätte: daß das Bild, das sich jene Zeit von China machte, nichts objektiv Zuverlässiges über China aussagt, aber eine desto beachtenswertere subjektive Erscheinung der europäischen Geistesgeschichte ist, die den Geist, die Vorstellungen und Ideale des damaligen *Europas* kennzeichnet. Diesen Standpunkt haben mehrere Verfasser von Abhandlungen eingenommen, denen m. E. Maverick hätte nachfolgen sollen: FR. ANDREAE, *China und das 18. Jahrhundert* (in *Grundrisse und Bausteine zur Staats- und Geschichtslehre, zusammengetragen zu den Ehren G. Schmollers*), Berlin 1908 – daß diese verdienstvolle Pionierarbeit, nach seiner überreichen Bibliographie zu schließen, Maverick entgangen ist, ist um so bedauerlicher, als sie neben staats- und geschichtswissenschaftlichen auch nationalökonomischen Fragen besonders starke Beachtung schenkt –, AD. REICHWEIN, *China und Europa, geistige und künstlerische Beziehungen im 18. Jahrhundert*, Berlin 1923 (englisch New York 1925) – ein geistvolles, aber etwas unzuverlässiges Buch –, G. F. HUDSON, *Europe and China*, London 1931 – eine vorzüglich geschriebene Gesamtdarstellung – und V. PINOT, *La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640–1740)*, Paris

1932. Diese Sorbonner Dissertation hätte in ihrer kritischen und wohlaufgebauten Darstellung, in der ein gewaltiges Quellenmaterial für einen begrenzten Zeitabschnitt verarbeitet ist, für Maverick besonders vorbildlich sein müssen, und es hätte sich für ihn um den Versuch handeln können, das Werk Pinots über das «China-Vorbild» im europäischen Denken für die Zeit nach 1740 fortzusetzen und nach der wirtschaftstheoretischen Seite hin auszuweiten, wobei es auch möglich gewesen wäre, Quesnay und den Physiokratismus als Mittelpunkt seiner Darstellung zu behandeln. Eine solche, äußerst wünschenswerte Fortsetzung von Pinot macht auch die Dissertation an der juristischen Fakultät der Universität Fribourg von E. SCHORER, *L'influence de la Chine sur la genèse et le développement de la doctrine physiocratique*, 1938, nicht überflüssig; unkritisch und unsorgfältig, wie sie ist, könnte sie aber einem vorsichtigen Benutzer doch als Vorarbeit nützlich sein – und hätte es auch für Maverick sein können, wenn er sie gekannt hätte.

Zu einer geistesgeschichtlichen Darstellung im angedeuteten Sinn enthält der 1. Teil und die Einleitung zum 2. Teil von Mavericks Arbeit einige Ansätze, die aber oft nur dürftig verarbeitet und verbunden sind. Immerhin scheint der Verfasser hier einiges Quellenmaterial aus den Handschriften-Schätzen verschiedener Bibliotheken zum erstenmal veröffentlicht und so der Wissenschaft leichter zugänglich gemacht zu haben. Auch längere Auszüge aus den ersten 3 Kapiteln des großen landwirtschaftlichen Sammelwerks *Nung-cheng ts'üan-shu* von Sü (Hsü) KUANG-K'1, dem Reichsminister, Gelehrten und Bekehrten (Paul Sü, † 1633), scheinen hier zum erstenmal nach einer handschriftlichen Übersetzung (von William Ung) gedruckt worden zu sein, aber auch diese Textvermittlung leidet am Mangel kritischer Erläuterungen und hat nun ihrerseits wegen der traditionell-chinesisch idealisierenden Färbung nur einen beschränkten dokumentarischen Wert. Möge aber dieses mit viel Eifer zusammengetragene Buch doch dem einen oder andern kritischen Leser zu etwas nütze sein!

E. H. v. TSCHARNER

Sammlung J. F. H. Menten. Chinesische Grabfunde und Bronzen. Herausgegeben vom Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich. Einführung und Bearbeitung des Kataloges von Prof. Dr. SALMONY, New York; Nachwort von JOH. ITTEN. 15 S. Text und 100 Abbildungen, Gr.-8°. Photos H. Finsler und B. Moosbrugger. Zürich, Kunstgewerbemuseum (1948).

Als J. F. H. Menten vor 20 bis 25 Jahren seine Sammlung anlegte, gehörten authentische Sakralgefäße aus Bronze zu den Seltenheiten des Kunstmarktes, und auch die in den Gräbern aufgedeckten Figuren aus Ton hatten eben erst begonnen, ihren Weg nach dem Westen zu nehmen und die Kreise der Chinasammler zu interessieren. Um so erstaunlicher ist es, daß die Sammlung Menten – sie war in den Winter-

monaten 1948/49 im Kunstgewerbemuseum in Zürich ausgestellt – bereits Höchstleistungen enthält, Höchstleistungen der Bronzekunst und der Grabkeramik, die ihren Platz behauptet haben, obgleich die Zahl gesicherter chinesischer Bronzen und Grabfiguren seit den systematischen Grabungen der letzten 10 bis 15 Jahre stetig zunimmt.

Die Bronzegeräte, deren Wert der begabte Sammler schon in jener Zeit gefühlsmäßig erfaßt hatte, zeigen die typischen Formen der chinesischen Frühzeit und in einwandfreien Linienzügen die uns heute wohlbekannten symbolhaften Schmuckmotive. Ihre Bedeutung, die in den ersten Jahren der Sammeltätigkeit auf diesem Gebiete noch in mystisches Dunkel gehüllt war, ist heute in allen Einzelheiten von der Forschung geprüft und ihre Anwendung als Dekor der Ritualgefäße für die wechselnden Perioden des chinesischen Altertums festgelegt. Der Verfasser des Kataloges konnte daher, als berufener Kenner chinesischer Kunst, die Bronzen der Sammlung Menten – gleichsam mühelos – in die durch die neuen Erkenntnisse gegebenen Form- und Ornamentgruppen einordnen.

Derselbe untrügliche Kennerblick, welcher Herrn Menten bei der Wahl der Bronzen geleitet hat, offenbart sich auch bei der Auswahl der Grabkeramik. Auch hier wurde nur Bestes erworben und dadurch die Sammlung davor bewahrt, in der Menge des neu hinzugekommenen Materials ihr Niveau zu verlieren. Die vielen Frauen-, Diener- und Tierfiguren – sie stammen zumeist aus dem 6. bis 8. Jahrhundert – gehören noch immer zum Besten dieser Art. Man findet sie darum auch in der einschlägigen Literatur vielfach veröffentlicht, immer wieder bis in die letzte Zeit. Otto Fischer bringt beispielsweise in seinem 1948 erschienen Buch über chinesische Plastik auf T. 95 die wohlbekannte, in bunten Farben und Gold bemalte Statuette einer sitzenden Tänzerin in voller Tanzbewegung (Katalog Menten Nr. 35), und auf T. 48 (Katalog Menten Nr. 66/67) ein Kamel, das sich in wahrhaft dynamischem Schwung mit seiner schweren Bürde vom Boden hebt. Letzteres Beispiel trägt bei Fischer sonderbarerweise den Vermerk «Größe und Besitzer nicht festzustellen».

Besonders interessant und lebendig in der Wirkung sind neben den Einzelfiguren die Darstellungen, in welchen Mensch und Tier zur Einheit werden und sich in ihren Bewegungen ergänzen. Das Pferd mit Reiter (Katalog Menten Nr. 46) ist in dieser Hinsicht eine Meisterleistung. O. Sirén hat das Stück mehrmals publiziert, unter anderem auch in den *Wiener Beiträgen zur Kunst- und Kulturgeschichte Asiens*, Band VI, 1932. Er betont hier besonders das Gleichgewicht und die Festigkeit der Komposition, durch welche trotz «des heftigen momentanen Charakters der Bewegung die klare Lösung eines statischen Problems erreicht wird, um welche sich mancher große Künstler vergeblich bemüht hatte». Selbst ein Meister wie Leonardo da Vinci (vgl. dazu seine Skizzenbücher) hat die Lösung dieses statischen Problems versucht, für welches der bescheidene chinesische Tonbildner die künstlerische Gestaltung gefunden hatte.

Zu den Besonderheiten der Sammlung gehört auch die Gruppe von zwei Westländern, offenbar Zirkusleuten, auf dem Rücken eines Elefanten (Katalog Menten Nr. 49). Das Motiv von Zirkusleuten auf Elefanten ist m. W. in diesen Dimensionen (Höhe 27,5 cm) und in so vollkommener Durchbildung auf dem Gebiet der Grabkeramik sehr selten, war aber in der Kunst der T'ang-Zeit scheinbar nicht ungewöhnlich; es findet sich z. B. in sehr ähnlicher Art auf einer Malerei unter den Saiten einer Laute im Schatzhaus Shosoin.

Es ist im Rahmen dieser Anzeige leider nicht gut möglich, noch weitere Objekte aus dieser einzigartigen Sammlung vorzuführen. Ihrer Bedeutung wird durch den vorliegenden Katalog dauerndes Gedächtnis gesetzt: die Einführung gibt allgemeine Richtlinien für die zeitlichen, örtlichen, technischen und künstlerischen Merkmale des Materials, und die Beschriftung gibt in präziser Form Aufschluß über jedes Stück der Sammlung.

Besonders hervorgehoben sei die vorzügliche buchtechnische Ausstattung und vor allem das meisterhafte Illustrationsverfahren, welches bei Wiedergabe der Bronzegeräte jedes kleinste Detail der Ornamentik in mustergültiger Feinheit erkennen läßt.

M. STIASNY

HEINRICH ZIMMER, *Myths and Symbols in Indian Art and Civilization*. Edited by JOSEPH CAMPBELL. The Bollingen Series VI. 248 S., 70 Abbildungen, Gr.-8°. Pantheon Books, New York 1946.

Der große Verlust, den die Wissenschaft von Indien durch Heinrich Zimmers allzufrühen Tod erlitt, wird erschreckend deutlich aus den Angaben des Herausgebers über seinen handschriftlichen Nachlaß: seine Vorlesungen an der Columbia-Universität waren bereits zur Herausgabe vorbereitet; ein Werk über indische Medizin war halb vollendet (wie viel tiefe Einsichten in die indische Lehre vom Menschen hätte es eröffnet!); auch eine Darstellung der indischen Mythologie war begonnen, die wohl als Entsprechung der «Maya» von 1936 gedacht war, wo Zimmer bereits die wichtigsten Mythen in vollendeter Übersetzung gegeben und psychologisch gedeutet hat. Zahllose Zettel bezogen sich auf geplante Abhandlungen und faßten auch bereits eine Forschungsreise nach Indien ins Auge. Es ist ein hohes Verdienst des Herausgebers und seiner Helfer, die Vorlesungen an der Columbia-Universität von 1942 in einer Form darzubieten, die von derjenigen, die Zimmer selbst dem Buche gegeben hätte, nicht weit abweichen dürfte. Gegenüber der «Maya» sind hier nicht nur die Leit motive des Mythos behandelt, sondern auch ihre Beziehungen zur indischen Kultur und ihre Gestaltungen in der Kunst berücksichtigt. Daß Zimmers Kunstbetrachtung weit über das bloß Ästhetische hinausgreift und immer auf den Ideengehalt vorstößt, ist selbstverständlich, es ist dies ja auch der einzige Weg, zu einem wahren Verständnis der indischen Kunst zu gelangen. Den

Rahmen des Ganzen bildet das Problem von Ewigkeit und Zeit, wie es von den Purânas in ihrer Lehre von den ins Unendliche sich folgenden Weltperioden gefaßt worden ist, in denen der Mensch und seine Geschichte zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt. So wird auch die Schöpfung zu einem periodisch sich wiederholenden Vorgang. In der Weltschlange Ananta, die nach dem kosmogonischen Mythos auf den Urwassern ruht, sieht Zimmer ein Symbol des Unbewußten, aus dem die phänomenale Welt hervorgeht wie die Schöpfung aus der Urflut. In der Verbindung von Schlange und Vogel, wie sie aus dem Kampf Garudas mit den Nâgas am bekanntesten ist, symbolisieren die Vogelwesen die obere, himmlische Sphäre, die Schlangen das lebenspendende, befruchtende Element der Tiefe; in Garuda kämpft Sonnenkraft gegen die Erdwasser. Sehr schön zeigt Zimmer die Bedeutung des Elefanten als Wolkensymbol, als Regen- und Fruchtbarkeitsbringer in Kunst, Dichtung und Ritus. Für das Verständnis des Çivaismus ist besonders wichtig der Hinweis auf die dreiteilige Figur von Parel bei Bombay, wo die drei Erscheinungsformen Çivas, wie sie die «Trimûrti» von Elephanta zeigt, übereinander angeordnet sind und so einen lingam-ähnlichen Pfeiler bilden. Zur Entstehung des Fratzensgesichtes (Kîrtimukha) in der Kunst wird die dazugehörige, wenig bekannte Legende gegeben, und Çivas Kampf mit Tripurâsura, dem «Herrn der drei Burgen», erfährt eine neuartige psychologische Deutung. Die Verbindung der Kâli mit zwei Erscheinungsformen Çivas auf der «Juweleninsel» des Tantrismus gibt Veranlassung zur Erklärung der beiden als seine «volle» und «leere» Manifestation. Der obere Çiva ist das allenthaltende Überbewußtsein, der untere das tiefste Unbewußte, das uns als absolute Leere erscheinen muß. – Durch seine Betrachtungsweise, welche die Erzeugnisse der Kunst mit den Gedanken der Religion und Philosophie verbindet, will Zimmer erneut zeigen, wie die Symbole der Kunst dieselbe Wahrheit künden wie Philosophie und Mythos, und wie beide, als Merkzeichen auf dem Lebensweg und Mittel der Seelenführung den Menschen zu jenem Heilsziel geleiten, das im Grunde für alle indischen Religionen dasselbe ist. So hat jedes Studium der indischen Mythen und Symbole die Aufgabe, die abstrakten philosophischen Lehren als eine Art Kommentar dazu zu verstehen, und anderseits diese Symbole als Hieroglyphen der indischen Weisheit zu deuten.

E. ABEGG

HEINRICH ZIMMER, *The King and the Corpse. Tales of the soul's conquest of evil*. Edited by JOSEPH CAMPBELL. Bollingen Series XI. Gr.-8°, 316 S., 5 Tafeln. New York, Pantheon Books, 1948.

Dies zweite aus dem Nachlaß Heinrich Zimmers herausgegebene Buch, von dem einzelne Teile bereits in deutscher Sprache erschienen sind, u. a. auch in der *Corona*, gibt einige Erzählungszyklen der indischen, arabischen und keltischen Literatur, die alle um das Problem des ewigen Kampfes des Menschen mit den Mächten des Bösen

kreisen. Die 25 Erzählungen des Leichendämons, die *Vetâlapancavimçatikâ*, hat dem Buche den Namen gegeben. Dort muß ein König einen auf dem Verbrennungsplatz aufgehängten Leichnam zurückholen, und auf dem Wege erzählt ihm der in dem Leichnam sitzende Dämon die Geschichten. Die psychologische Deutung dieser Erzählungen und ihres inneren Zusammenhangs führt in ungeahnte Tiefen, legt aber doch wohl Gedanken in diesen Märchenzyklus hinein, die dem Dichter gänzlich fern lagen. Die Personen dieser Erzählungsreihe, den Affen nicht ausgenommen, sind für Zimmer Projektionen seelischer, insbesondere unbewußter Vorgänge, wobei der König immer wieder auf sein eigenes Selbst in mannigfachen Verwandlungen und Verkleidungen stößt. Zimmer behandelt solche Stoffe eben nicht als Philologe, der den Sinn feststellen will, der dem Verfasser vorschwebte, sondern als Psychologe, dem es erlaubt ist, sie zum Ausgangspunkt tieferer Deutung zu machen. – Vier Episoden, die von der Devî des Çivaismus handeln, sind hier zum erstenmal in eine europäische Sprache übersetzt.

E. ABEGG

F. D. K. BOSCH, *De Gouden Kiem*. Inleiding in de indische Symboliek. Gr.-8°, 310 S., 72 Tafeln. Amsterdam-Brüssel, Elsevier Publ. Co., 1948.

Der Titel des Buches, der auf den goldenen Weltkeim Hiranyagarbha im Rigveda deutet, zeigt, daß kosmogonische Symbole im Mittelpunkt der Untersuchung stehen, und zugleich daß es sich dabei um pflanzliche Symbole handelt, die durch die ganze indische und indonesische Kunst verfolgt werden, unter umfassender Heranziehung der literarischen Quellen zu ihrer Erklärung. Die nicht allen Interessenten vertraute Sprache des Buches mag es rechtfertigen, etwas näher auf seinen Inhalt einzugehen. Den Ausgangspunkt bilden gewisse bisher nach ihrer Symbolbedeutung zu wenig gewürdigte Pflanzenornamente am Boro Budur, insbesondere Lotosranken, die aus dem Maul eines mythischen Wassertiers, des Makara, emporwachsen. Diese Verbindung wird nicht als bloß zufälliges ornamentales Motiv, sondern in ihrer kosmogonischen Bedeutung erfaßt; dabei wären die Knoten des Lotosstengels als Maul des Makara umgedeutet und umgeformt worden. Auch für den durch Löwenkopf vertretenen Kâla, den Gott der Zeit und der durch sie bewirkten Zerstörung wird die Verwandlung eines pflanzlichen Gebildes, des Lotoswurzelstocks, in das theriomorphe Motiv Schritt für Schritt verfolgt. Dieser Wurzelstock (*padmamûla*) entspricht dem Lebensbeginn der vedischen Kosmologie, und wenn der Lotos die Urwasser mit ihren schöpferischen weiblichen Kräften vertritt, so wird ihm der Feigenbaum als das himmlische, männliche Prinzip gegenübergestellt, wie es im Weltbaum der Katha-Upanishad und in der Bhagavad-Gîtâ erscheint. Wenn es dort heißt, daß die Wurzeln des himmlischen Ashvattha-Baums oben, die Zweige unten seien, so hat man bis jetzt immer an eine Verwechslung mit dem Banyan-Baum und seinen Luftwurzeln gedacht, doch weist Bosch darauf hin, daß beide Feigenbäume Para-

siten seien, die auf andern Bäumen wachsen, so daß die dort gegebene Beschreibung auf beide zutrifft. Die Verbindung des Lotos mit dem Feigenbaum als Symbol des Schöpfungsplans wird nun durch die Kunst in mannigfachen Abwandlungen dargestellt. Das so entstandene Weltbild wird beherrscht von einer Mittelsäule, an deren Spitze Brahman als ewiges reines Licht erstrahlt, und an deren Fuß der Lotos als Symbol der Urwasser sich befindet. Und nun ergibt sich auch hier jener Parallelismus von Weltall und Mensch, der für alle alten Kosmologien bezeichnend ist; dabei braucht nach Bosch nicht das makrokosmische Weltsystem das Vorbild für das mikrokosmische gewesen zu sein, denn es läßt sich auch die Auffassung vertreten, daß beide Weltbilder auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen, die Vorstellung vom Weltbaum. Jedenfalls besteht eine genaue Übereinstimmung zwischen diesem Baum, seinem Wurzelstock, seinem Stamm, den seitlichen Ästen und der Krone mit dem vom Tantrayoga gelehrtten Bau des menschlichen Körpers. Das makrokosmische Schema mit dem Stamm als Hauptstück läßt sich bis in den Atharva-Veda zurückverfolgen, wo der Stambha als Weltpfeiler erscheint; in späterer Zeit entspricht ihm der Weltberg Meru, der in dem Mythos von der Butterung des Milchmeers zur Gewinnung des Unsterblichkeitstrankes als Quirlstock dient, den Götter und Widergötter in Bewegung setzen. Auch hier gelingt es Bosch, zu zeigen, daß die ganze Figurengruppe, wie sie am schönsten am Tempel von Angkor Vat dargestellt ist, dem pflanzlichen Symbol der Schöpfung genau entspricht: die Schildkröte, auf die der Meru sich stützt, ist gleich dem Lotoswurzelstock, während der nach beiden Seiten gestreckte Schlangenleib die Seitenzweige des Lotos vertritt. Diese Gleichung wird dadurch aufs schönste bestätigt, daß auf dem genannten Relief nicht die Schlange, sondern ein Lotosstengel als Hilfsmittel bei der Quirlung dient.

Die eingehende Analyse der künstlerischen Darstellungen des Kosmos in vegetativen Symbolen führt zur Formulierung allgemeiner Gesetze der Symbolbildung, wie Substitution (ähnliche Dinge können einander vertreten), Kompensation, die zur Annäherung symbolisch gleichwertiger Dinge in ihrer Form geführt hat, Identifikation (die von der Substitution nicht immer scharf zu scheiden ist), schließlich Akzentverschiebung, Auswahl und Schematisierung. So können z. B. als Symbole des Padmamûla eintreten: Blumenvase, Muschel, Juwel, Lotosblüte, aber auch bauchiger Mensch; den Stengel können vertreten die menschlichen Glieder, langgestreckte Tiere wie Wurm oder Schlange, Krokodil, Waffen wie Bogen, Dolch, Schwert, Lanze, schließlich auch Lichtstrahlen, Flammenzungen und Wimpel. Auch für den Stamm gibt es die verschiedensten Entsprechungen; die für die Ikonographie wichtigste ist der Baumgott (Yaksha), denn er spielt bei der Genesis des Buddhabildes eine entscheidende Rolle, indem die ältesten Buddhafiguren unverkennbare Ähnlichkeit mit Yakshas zeigen, aber anderseits auch mit Schlangengeistern (Nâgas), wozu besonders die Legende von Mucilinda Anlaß gab, der den meditierenden Buddha durch seine Haube vor einem Unwetter beschützte (wenn nicht umgekehrt

diese Erzählung aus der Nâga-Form der alten Buddha-Bilder geflossen ist). Eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten indischer Götterbilder werden auf vegetative Motive zurückgeführt, so auch die Vielzahl der Arme, die aber wohl noch andere Determinanten gehabt hat; auch die Herleitung der Embleme der Hindugötter aus Blättern und Blüten dürfte doch in dieser Ausschließlichkeit zu weit gehen, wenn auch die Analogie des Wunschbaumes, dessen Kostbarkeiten wie Blüten und Früchte an seinen Zweigen hängen, bestechend ist. Wenn die Embleme Vishnus (Diskus, Keule, Muschel) Beziehungen auf Legenden zeigen, so müßte dies auf sekundärer Umdeutung ursprünglich pflanzlicher Symbole beruhen. Daß die Embleme in den rechten Händen männlicher, die in den linken weiblicher Natur sind, stimmt zur allgemeinen Symbolbedeutung der beiden Körperseiten, und es kommt darin jene Polarität zum Ausdruck, die das ganze Weltbild beherrscht. Schließlich wird versucht, das Schema des kosmischen Baumes auch in Gruppierungen der Dichtung nachzuweisen, was freilich nicht immer zwingend ist, so wenn das Verhältnis der Schalterzählungen zur Rahmenerzählung auf das Schema des kosmischen Baumes mit seinen Verästelungen zurückgehen soll; das Motiv jener Erzählungstechnik, die auch von 1001 Nacht übernommen wurde, war doch wohl die Freude an möglichst verwickelten Zusammenhängen, die der ganzen orientalischen Poesie eigen ist. – Das Buch von Bosch ist die erste Darstellung der indischen Symbolik unter einem einheitlichen Gesichtspunkt, der überraschende, bis jetzt vielfach übersehene Beziehungen aufdeckt, wenn auch vielleicht nicht alle seine Anwendungen auf das weitverzweigte Material sich halten lassen.

E. ABEGG

Asia Major, New Series. A review devoted to the study of the languages, arts and civilizations of the Far East and Central Asia, edited by B. SCHINDLER, Ph. D. 8^{vo}. London, Taylor's Foreign Press.

Any Orientalist and, more generally, any student of Far Eastern and Central Asiatic civilizations and history, languages and literature, religion, arts, etc. will welcome the resurrection, in – as we hope – a more auspicious milieu, of *Asia Major*, the periodical which flourished in Leipzig from 1923 to 1933, and congratulate with us the founder and editor of the reputed old periodical, Dr. B. Schindler, for succeeding in bringing it to life again in England. This certainly could not have been done without sacrifices – in a deeper sense perhaps not even without those other terrible sacrifices of which the first volume of the *New Series* very simply, and all the more stirringly, reminds us by being “respectfully dedicated to the memory of the great French scholar, the late Henri Maspero (whose photograph is reproduced as a frontispiece), born 1883, died 1945, in the concentration camp of Buchenwald”. On the other hand, the editor has been lucky enough to secure the collaboration of an Editorial Board consisting of such distinguished Orientalists as Professors Dubs,

Edwards, Haloun, Simon and Dr. Waley which may well guarantee the New Series a still higher scholarly standing than its predecessor enjoyed.

The first number of vol. I which came out, with 138 pages, at the beginning of this year, contains the following articles: *The Range of Sound Alternations in Tibetan Word Families*, by W. Simon, *Gingko Biloba or Yin Hsing* (illustrated), by A. C. Moule, *A Khotanese Text concerning the Turks in Kantšou*, by H. W. Bailey, *The Rise of the Eunuchs during the T'ang Dynasty*, by J. K. Rideout, *A Datable Shang-Yin Inscription* (illustrated), by W. P. Yetts, *Notes on Mencius*, by A. Waley, *Motoori's View of Phonetics and Linguistics in his Mojigoe no Kanazukai and Kanji San On Kō*, by J. R. McEwan, *The Liang-Chou Rebellion, 184–221 A.D.*, by G. Haloun; notes by B. Schindler on two Chinese particles and notices of books.

E. H. V. TSCHARNER

Archiv für Ostasien, hsg. von ERICH SCHMITT und TONI PIPPON. 96 S., illustriert, 4°. Band I, 1. Lieferung, Düsseldorf, Bastion-Verlag, 1948.

Die Freude, wieder ihr eigenes Publikationsorgan zu haben, die die deutschen Ostasien-Forscher bei dem Erscheinen des 1. Heftes des *Archivs für Ostasien* empfinden konnten und die sicher viele Freunde inner- und außerhalb Deutschlands mit ihnen teilten, hat nicht lange gedauert. Im August gab der Verlag bekannt, daß er und die Herausgeber «in Anbetracht der sich immer weiter verschlechternden Lage auf dem deutschen Büchermarkt eine weitere Drucklegung zunächst zurückstellen» müßten. So können wir nur hoffen und unseren deutschen Fachgenossen wünschen, daß sie mit einem erneuten Versuch mehr Glück haben werden – wohl in Verbindung mit der als «Ostasiatische Gesellschaft»¹ wiedergeborenen Gesellschaft für ostasiatische Kunst. Mit dieser Hoffnung möchten wir eine andere verknüpfen: daß zur Zeit des erneuten Versuchs die deutschen Wirtschaftsverhältnisse auch wieder eine typographisch befriedigendere Ausführung gestatten, namentlich die Verwendung von besserem und mehr Papier und so auch einer größeren Schrift. Inhaltlich aber, den abwechslungsreichen Themen und Arten der Beiträge und ihrer Qualität nach dürfte das «verwaiste» Heft des *Archivs für Ostasien* wegweisend bleiben. Dieses enthält Hauptaufsätze, darunter von S. HUMMEL *Der Lotusstabträger* (Pad Mkhar Chan – zur lamaistischen Ikonographie), von E. SCHMITT *Pekinger Hsieh-hou-yü*, von M. SCHWIND *Japanische Landschaft*, von T. PIPPON *Die Solidarhaftung im chinesischen Sklavensystem*, von K. HELBIG *Die kolonial-kulturelle Leistung Europas in Niederländisch-Indien*; «Ostasien-Miszellen», darunter von D. SECKEL *Kunstverluste in Japan*; Bücherbesprechungen, eine Ostasien-Bibliographie und eine «Wirtschaftsbeilage».

E. H. V. TSCHARNER

1. Nachtrag: Ende Oktober 1949 hat sie sich in «Gesellschaft für Asiatische Kunst» umbenannt.